

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	49 (1955)
Heft:	6-7
Artikel:	Weltrundschau : Friedenstauben ; Der Fehlschlag einer Politik ; Was weiter? ; China im Umbruch ; Not und Aufgabe ; Die neue Landwirtschaft ; Industrialisierung... ; ...Sozialisierung ; Wie lebt der Arbeiter? ; Soziale Sicherheit - Gewerkschaften ; Geist...
Autor:	Kramer, Hugo
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-140012

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf Gewaltlosigkeit beruhenden Mächte des Ostens müßten schon politische Mißgriffe schwerwiegender Art begehen, wenn diese Entscheidung noch einmal rückgängig gemacht werden sollte. Solche Mißgriffe sind nicht zu befürchten. Viel eher zeigt sich bei den imperialistischen Mächten jene «Torschlußpanik» und typische Verwirrung derer, die eine schlechte oder veraltete Sache vertreten. China und Indien mögen wirtschaftlich und technisch noch so rückständig sein, geistig sind sie Potenzen hohen Grades. Sie schließen geographisch mit Russland zusammen jenes mysteriöse Land Tibet ein, das ein wahres Quellgebiet eigenartiger, dem Abendland bisher verschlossener Spiritualität ist. Hier können sich Kräfte ballen, die bei einer künftigen Weltauseinandersetzung schwerer ins Gewicht fallen als alle Technik des Westens und selbst die Atomspaltung.

Wer sich solchermaßen bemüht, die großen Zusammenhänge der weltpolitischen Vorgänge zu erkennen, dürfte sich noch auf andere Weise als durch die von Dr. A. vorgeschlagene Organisation bemühen, wirksam zu sein. Er wird sich vor allem mit der östlichen Geistigkeit vertraut machen. Und dann mit Staunen vielleicht entdecken, daß es sich weniger darum handelt, Erkenntnisse des Ostens zu uns herüberzunehmen als vielmehr: das Östliche, das in uns und unserer Kultur schlummert, zur Entfaltung zu bringen. In Kant und Schiller zum Beispiel steckt ein Eminent-Konfuzianisches, das bei dem Zweitgenannten bis zur Verwendung derselben Parolen reicht, etwa «Reinigung der Begriffe», «Ästhetische Erziehung» usw. Auch Hegels Universalität hat in Konfuzius einen Vorgänger. Wenn bei uns in der jüngsten Zeit ein gewisser Rückgang von Marx auf Hegel stattfindet, so ist das geistig dasselbe, wie im Raume eine Ausfahrt in den Osten: ein Sich-schöpferisch-dem-Osten-Öffnen, ein Brückenschlagen, das eines Tages auch politisch seine Früchte tragen wird. Diese andere Weise, dem Kriege entgegenzuwirken, hat den nicht geringen Vorzug, daß jeder sie jederzeit anzuwenden vermag. «Auf leisen Sohlen kommen die großen Ereignisse!»

Alfred Daniel

WELTRUNDSCHE

Friedenstauben Es war vielleicht ganz gut, daß ich durch eine Reise nach China sechs Wochen lang von meinen gewohnten Verbindungen mit der Weltentwicklung abgeschnitten war. Was alles da draußen passierte, drang ja in Peking, Schanghai, Mukden und der Enden nur bruchstückweise an mein Ohr; daß zum Beispiel die Konservativen in England wieder gewonnen hätten, erzählte mir nur so nebenbei ein britischer Diplomat bei einer Zwischen-

landung unseres Flugzeuges auf der Heimreise in Ulan Bator, am Rande der Wüste Gobi... Das war nicht immer angenehm; aber der Abstand gegenüber den internationalen Ereignissen, den solches Abgeschnittensein erzeugt, ermöglicht anderseits auch eine größere Gelassenheit inmitten der Erregungen und Stimmungsschwankungen, denen die sogenannte öffentliche Meinung in Westeuropa in dieser Zeit ausgesetzt war und noch immer ist. In der Tat: was ist es mit jener völligen *Veränderung des weltpolitischen Klimas*, die – wie ich seit meiner Rückkehr andauernd höre und lese – seit Ende April eingetreten sein soll? Haben die Beziehungen zwischen Ost- und Westblock wirklich eine entscheidende Entspannung erfahren? Sind es wirklich Olzweige des Friedens, die die überall aufgelassenen Versuchstauben zurückbringen?

Daß die internationale Atmosphäre anders geworden ist, als sie im Frühjahr war, ist allerdings richtig. Die Kriegsgefahr, die damals von der Formosapannung ausging, ist gewichen; in Europa hat der überraschende Abschluß des Friedensvertrages mit Österreich Hoffnungen auf eine Lösung auch der deutschen Frage geweckt; und die für Mitte Juli bevorstehende Konferenz der vier Staatsoberhäupter der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion wird weiterum mit fast ausschweifenden Friedenserwartungen umgeben. Allein, worin besteht nun eigentlich der «Umschwung»? Was bedeutet er? Worauf dürfen wir wirklich hoffen?

Es gibt Beobachter der Weltentwicklung, die – wie etwa Kingsley Martin im «New Statesman» – von einer ungefähr gleichzeitigen und gleichartigen Wendung in den Vereinigten Staaten wie in der Sowjetunion sprechen. In Amerika hätten die Kriegsmacher für einmal ausgespielt, während man in Moskau eingesehen habe, daß «Stalin und seine Politik ein katastrophaler Mißerfolg gewesen» sei. Zum erstenmal seit langer Zeit sei damit ein west-östlicher Friedensschluß wirklich in den Bereich des Möglichen getreten.

Die im Westen – auch in der Schweiz – durchaus vorherrschende Meinung ist jedoch eine erheblich andere. Sie besagt kurz einfach dies: Die «Politik der Stärke», also der Einschüchterung Moskaus durch immer höher getriebene Rüstungen des Westens und namentlich auch durch die Einbeziehung Westdeutschlands in den atlantischen Militärblock, hat offenkundig Erfolg gehabt. Die Sowjetunion weicht auf der ganzen Linie zurück; sie räumt Österreich, sie demütigt sich vor Titos Jugoslawien, sie lädt den bisher als Kriegsmacher angeprangerten westdeutschen Bundeskanzler freundlichst zu einer Unterhaltung nach Moskau ein, und ihr chinesischer Bundesgenosse bietet an der Konferenz von Bandung Verhandlungen mit Amerika über eine Kompromißlösung für die Formosafrage an. Man muß also nur die Politik der Stärke entschlossen fortsetzen und sich nicht von den Friedensmanövern des Kremls täuschen lassen, dann wird Moskau noch viel weiter

gehen und auch Ostdeutschland räumen – und zwar bedingungslos –, den Anschluß eines geeinigten Deutschlands an den Westbund widerstandslos geschehen lassen, Polen, die Tschechoslowakei usw. freigeben und endgültig auf alle Träume von Weltrevolution und Welt eroberung verzichten. So ungefähr sagte es auch Eisenhower – etwas besser verhüllt natürlich – in San Francisco; der Frieden hänge auf alle Fälle von einer ehrlichen Radikalschwenkung der Sowjetpolitik ab, während selbstverständlich Amerika schon längst nichts als redliche, selbstlose Friedenspolitik betreibe ...

Noch ein paar Grade zynischer war dann Mr. Dulles, der in seiner UNO-Jubiläumsrede erklärte, um dem Kalten Krieg ein Ende zu machen, genüge es, «die Satzungen der Vereinten Nationen zu respektieren, die Anwendung von Gewalt oder Drohung mit Gewalt in den internationalen Beziehungen zu vermeiden und auf Unterstützung und Leitung aufrührerischer Umtriebe gegen die Einrichtungen anderer Länder zu verzichten». Dachte er dabei wohl an die Politik systematischer Gewaltanwendung und -androhung, die die Westmächte unter amerikanischer Führung seit Roosevelts Tod gegen die Sowjetunion betrieben, um sie zur bedingungslosen Preisgabe der in Jalta und Potsdam ihnen zugeteilten Machtstellungen und zum Rückzug auf ihre Kerngebiete zu zwingen? Dachte er an die «Unterstützung und Leitung aufrührerischer Umtriebe» gegen die Linksregierungen in Guatemala, in Britisch-Guayana, in Vietnam, in China usw., die sich die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich in den letzten Jahren erlaubt haben? Hatte er vielleicht die Schürung von Feindseligkeit und Aufruhrstimmung gegenüber den bestehenden Einrichtungen im Sinn, die die amerikanische Propaganda (zum Beispiel durch den RIAS-Sender) unter der Bevölkerung von Ostdeutschland seit Jahr und Tag praktiziert? Oder die Bewilligung von Millionenkrediten durch das amerikanische Parlament zur Organisierung des Widerstandes gegen die Regierungen «hinter dem Eisernen Vorhang»? Nein, Herr Dulles zielte einzig auf die *kommunistischen* Oppositions- und Revolutionsbewegungen in fünf Erdteilen, die natürlich Tatsache sind, aber doch, entgegen einer populären Vorstellung, ihren Ursprung viel weniger in Moskau haben als in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der betreffenden Länder selbst. Und die öffentliche Meinung im Westen stimmt ihm darin aufs lebhafteste bei. Sie fordert immer und immer wieder – nicht die Umkehr der amerikanischen Weltpolitik von dem Weg, den sie seit Kriegsende geht, sondern den Verzicht auf das, was man «roten Imperialismus» und «kommunistischen Eroberungsdrang» zu nennen pflegt. Sie glaubt jetzt auch wirklich ernsthafte Anzeichen für eine tiefe Erschütterung des ganzen sowjetisch-chinesischen Machtblockes feststellen zu können und erwartet darum ungeduldiger denn je die Zerstörung dieses Blockes als die entscheidende Bedingung für die Schaffung eines friedlichen Völkerverhältnisses.

Der Fehlschlag einer Politik

Ist dieses Weltbild richtig? Der Schreibende hält es im wesentlichen für falsch. Zunächst: die Politik der Sowjetunion ist nicht im Begriffe zusammenzubrechen, weder als Folge des Obsiegens einer «besseren Erkenntnis» in Moskau noch unter dem Druck der «Politik der Stärke» des Westens. Ihr Ziel war seit Kriegsende nicht die gewaltsame Ausdehnung des Kommunismus auf Westeuropa, Amerika und Asien, sondern die Sicherung der Existenz der Sowjetunion gegenüber dem sofort nach Roosevelts Tod wiedererstandenen gewalttätigen Antikommunismus der Westmächte, der schon in der ganzen Zwischenkriegszeit deren Haltung gegenüber dem Osten bestimmt hatte. Die Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, wechselten je nach den Erfordernissen der Lage; in den letzten paar Jahren hatten sie insbesondere in dem hartnäckigen Bemühen bestanden, den Übergang Westdeutschlands und Österreichs ins Westlager zu verhindern. Das Zustandekommen der Pariser Verträge, die verstärkten Drohungen mit einem «Zurückrollen» der Sowjetmacht auf Innerrußland und die wachsende Gefahr eines Atombombenkrieges drängten nun aber Moskau zu neuen, noch stärkeren Anstrengungen, das Unheil doch noch abzuwenden, und zu dem Entschluß, der Erhaltung des Friedens Opfer zu bringen, die es bisher entweder nicht bringen wollte oder doch nicht so deutlich angeboten hatte. Wir rechnen dazu die Aussöhnung mit Jugoslawien, die für Moskau peinlich war, weil es – wir haben das hier von Anfang an betont – tatsächlich im Unrecht war, die aber doch wohl mithelfen wird, Jugoslawien mindestens zu neutralisieren. Ähnliches gilt für Österreich, das von der Sowjetunion geräumt wird, aber nur um den Preis des Versprechens, daß sich Österreich nicht dem westlichen Militärsystem anschließen werde*.

Gegenüber Westdeutschland verfolgt Moskau die gleiche Taktik; es scheint jetzt – endlich! – bereit, im Laufe der kommenden Verhandlungen mit der Bonner Regierung in aller Form den Rückzug seiner Streitkräfte aus Ostdeutschland anzubieten unter der Bedingung, daß Amerika und seine Verbündeten auch Westdeutschland räumen

* Unseres oft so kurzen Gedächtnisses halber wollen wir uns daran erinnern, daß die Sowjetunion schon an der Berliner Konferenz die Österreicher hatte wissen lassen, sie sei zum Friedensschluß bereit, wenn Österreich sich neutral erkläre. Ich zitierte damals («Neue Wege», Februarheft 1954, Seite 91), was von Gutunterrichteten über das Scheitern der Besprechungen mit den Österreichern enthüllt wurde, «daß nämlich Dr. Figl den Rückzug aller Besetzungstruppen hätte erreichen können, wenn er nicht unter amerikanischem Druck seine ursprüngliche Bereitschaft zur Neutralisierung zurückgenommen hätte. Mr. Dulles habe eben von einer Neutralisierung Österreichs so wenig wissen wollen wie von derjenigen Deutschlands.» Dulles und die westliche Diplomatie überhaupt lehnten anfangs auch den neuen sowjetischen Vorschlag glatt ab; das für sie Fatale war nur, daß diesmal die Österreicher fest blieben und – unter Schonung ihrer westlichen Freunde natürlich – darum mit den Russen schnell einig wurden.

und die Sicherheit eines vereinigten Gesamtdeutschlands durch einen europäischen Sicherheitspakt gewährleistet werde. Was aber China betrifft, so hat Tschu En-lai – freilich vergebens – schon in Genf im Sommer letzten Jahres direkte Verhandlungen mit Amerika angeboten und dieses Angebot in seinen Verhandlungen mit dem Generalsekretär der Vereinten Nationen, Hammarskjöld, im Januar dieses Jahres bestätigt. Wenn er es in Bandung ein zweites Mal wiederholt hat, liegt darin wirklich jenes sensationelle Zurückweichen vor der «Festigkeit» und «Zielbewußtheit» der Westmächte, als das man es hinzustellen beliebte?

Nein, weder China noch die Sowjetunion haben vor der «Politik der Stärke» den Rückzug angetreten. Sie fürchten wohl die *Folgen* einer sturen Fortsetzung jener Politik – den offenen Krieg – und suchen sie abzuwenden, aber sie beugen sich den Drohungen Amerikas und seiner Bundesgenossen (soweit diese überhaupt noch mit ihm gehen) nicht. Sie suchen vielmehr die Politik der Stärke sinn- und gegenstandslos zu machen, indem sie zeigen, daß es auch ohne sie geht, ja daß nur eine Politik vernünftiger Koexistenz der beiden gegensätzlichen Welten ihre *Weiterexistenz* zu sichern vermag, eine Politik also, auf die jetzt nur der Westen einzulenken braucht, um zu haben, was er angeblich so heiß erstrebt: den Frieden.

Besteht Aussicht auf solches Einlenken? Es hat gegenwärtig den Anschein. Denn wenn *etwas* in den letzten paar Monaten klar geworden ist, so der wenigstens vorläufige *Fehlschlag der amerikanischen Weltpolitik*. Die Formosakrise, welche die Aktivistenpartei (man kann es auch schärfer und vielleicht treffender ausdrücken) in den Vereinigten Staaten, mit Außenminister Dulles, Wehrmachtchef Radford und Senator Knowland an der Spitze, im Spätwinter und Frühling so umsichtig fabriziert hatte, löste sich nicht so auf, wie sie gewünscht hatte. So glatt alles in Amerika selber ging, eingeschlossen die Ermächtigung an Präsident Eisenhower, gegebenenfalls einen Präventivkrieg gegen China zu entfesseln, so wenig plangemäß war die Reaktion der chinesischen Regierung. Statt sich zu einem militärischen Vorstoß gegen die Küsteninseln herausfordern zu lassen, der dann den ersehnten Anlaß geboten hätte, die ganze Wehrmacht der Vereinigten Staaten gegen die Chinesische Volksrepublik zu mobilisieren und den «asiatischen Kommunismus» mit ein paar atomischen Gewaltschlägen zu liquidieren, blieb Peking ruhig und beherrscht und ließ die Washingtoner Heißsporne ins Leere greifen. In Bandung zeigte sich gleichzeitig, daß hinter Amerika nur eine Handvoll ohnmächtiger Satelliten stand, während die große Mehrzahl der Völker Asiens und Afrikas ihm für seinen Abenteuerzug die Gefolgschaft verweigerte. Womöglich noch schlimmer war es in Europa, wo Großbritannien, Frankreich und die atlantischen Kleinstaaten nicht daran denken durften, à la Korea «die freie Welt zu verteidigen» und Tschiang Kai-schek wieder in den Sat-

tel zu setzen. Ja, sogar das kleine Österreich nahm sich – wie schon bemerkt – heraus, wider den Stachel zu löcken und seinen eigenen Weg zu gehen, mit dem Erfolg, daß sich auch in Westdeutschland immer mehr Menschen fragten, ob man nicht doch ebenfalls mit den Russen vernünftig reden und zur nationalen Einigung kommen könne, ohne sich für die amerikanische Politik der Stärke zum Schlachtopfer zu bringen. Kurz, Amerika stand so einsam da wie kaum je zuvor, und Eisenhower, im Verein mit den «Gemäßigten», ergriff wohl nicht ungern die Gelegenheit, um das Steuer vorsichtig, aber doch entschieden herumzudrehen, das heißt für einmal von den Aktivisten abzurücken.

Was weiter? Für einmal, sagten wir! Denn man täusche sich doch nicht: die amerikanische Außenpolitik hat damit *keine grundsätzliche Kursänderung erfahren*. Sie hält trotz allen Rückschlägen an ihrer «großen Idee» fest, die «freie Welt» zu einer übermächtigen Koalition gegen die kommunistisch regierten Länder zusammenzufassen und besonders Westdeutschland und Japan als Sturmböcke zum Stoß gegen die Sowjetunion in Europa und gegen China in Asien zu gebrauchen. Die Neuyorker «Monthly Review» (Juniheft) zitiert eine höchst aufschlußreiche Rede von Senator George, der als Präsident des außenpolitischen Ausschusses des Senats heute einer der Hauptplaner der amerikanischen Weltstrategie ist. Es heißt darin unter anderem:

«Westdeutschlands Wiederkehr (als Weltmacht) wird nicht sofort erfolgen, aber sie wird schließlich bedeuten, daß ganz Westeuropa organisiert wird und die Sowjets sich in ihre alten Grenzen zurückziehen müssen... Und mit der Wiedererstarkung Japans wird schließlich in nicht sehr ferner Zeit der generationale Kampf um Nordkorea und das reiche Gebiet der Mandschurei wieder beginnen. Dieser Kampf wird zwischen der jetzt sogenannten Chinesischen Volksrepublik und Japan ausgefochten werden.»

Das ist der Plan. Und es ist, wie die amerikanische Zeitschrift beifügt,

«ganz klar, daß eine Politik, die auf Senator Georges Voraussetzungen ruht, keinerlei Lösung der grundlegenden ost-westlichen Fragen befördern oder auch nur anstreben kann... Solange also keine wirkliche Schwenkung der amerikanischen Politik in naher Zukunft erfolgt – was höchst unwahrscheinlich ist –, erscheint es unvermeidlich, daß das Ziel der amerikanischen Vertreter bei der bevorstehenden Verhandlungsrunde ein doppeltes sein wird: deren Fehlschlag sicherzustellen und die Schuld für den Fehlschlag dem anderen zuzuschieben.»

Was nicht heißen müsse, daß Mr. Dulles, wie letztes Jahr in Genf, nicht wohl oder übel dennoch gewisse Zugeständnisse machen werde, um zu verhindern, daß die anderen hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen ihre Entscheidungen treffen.

Besonders schwierig wird die Rolle Westdeutschlands an den Konferenzen der nächsten Monate sein, zumal bei Adenauers direkten

Verhandlungen mit der Sowjetunion über die Normalisierung der Beziehungen zwischen Bonn und Moskau. Wenn sich in Westdeutschland weiterhin die Auffassung festsetzt, daß die Sowjetunion ernsthaft und friedlich mit Deutschland ins reine kommen will, wie sie mit Österreich ins reine gekommen ist, so wird die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik als Satellit der Westmächte auf neue Schwierigkeiten stoßen. Wie Herbert Mochalski in der «Stimme der Gemeinde» (15. Juni) richtig sagt:

«Die Aufrüstungspropaganda für Westdeutschland lebt von der bolschewistischen Gefahr. Der Bolschewistenschreck soll die Kasernen füllen. Macht eine Normalisierung der Beziehungen zur Sowjetunion mit einem friedlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Austausch den Appell an die Angst wirkungslos – wofür soll dann noch die Jugend Waffen in die Hand nehmen und die besten Jahre ihres Lebens auf dem Kasernenhof verbringen?»

Die Aussicht darauf bereitet dem Kanzler und seiner Koalition wirkliche Sorgen. Aber auch den Westmächten ist nicht wohl. «Der Westen», so stellt Mochalski fest,

«steht vor der Frage, entweder heute ein wiedervereinigtes, militärisch aus den Machtblöcken ausgeklammertes Deutschland zuzulassen oder seine Politik des militärischen Mißbrauchs Westdeutschlands unter Verhinderung der Wiedervereinigung fortzusetzen und dafür morgen ein nationalistisches Deutschland an der Seite der Sowjetunion zu sehen, die ihm die Wiedervereinigung und eine Armee gegeben hat. Frankreich muß und wird sich fragen, welches das kleinere Übel ist.»

Amerika aber wird es erleben, daß Deutschland auf die Länge die Rolle eben doch nicht spielen wird, die ihm die «Politiker der Stärke» zuweisen – trotz allen Treueschwüren Adenauers und seiner Angestellten. Das gleiche wird es mit Japan erleben, das durch seine ganze Lage unwiderstehlich in die Zusammenarbeit mit der aufsteigenden Großmacht China hineingezogen werden wird. Dann mag, wenn nicht vorher die Abenteurer um Dulles und Radford doch noch losschlagen können, der Zeitpunkt kommen, da sich die Vereinigten Staaten gezwungen sehen, eine wirklich *neue* Außenpolitik in die Wege zu leiten und sich so gut es geht mit der Existenz einer antikapitalistischen Völkerwelt abzufinden, die einer sozialistischen Lebensform zustrebt.

China im Umbruch Nun möchte ich aber doch auch an dieser Stelle einiges von den gewaltigen Eindrücken berichten, die ich während eines vierwöchigen Aufenthaltes in China bekommen habe. (Als Mitglied einer fünfköpfigen schweizerischen Delegation war ich von Ende April bis Ende Mai Gast der Chinesischen Vereinigung für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, die ebenso freundschaftlich wie großzügig alles tat, um unsere Wünsche zu erfüllen.) Wo soll ich aber anfangen? Vielleicht muß ich an die Spitze gleich dies stellen: China ist einfach *eine andere Welt* für uns.

Schon die ungeheure Größe des Landes – mindestens zehn Millionen Quadratkilometer mit 620 Millionen Einwohnern – ist kaum zu fassen und auf jeden Fall noch eindrücklicher als die Weite und Breite Amerikas. «In China leben», hat ein geistreicher Franzose gesagt, «das heißt in das größte Menschenmeer eingetaucht sein, das es auf der Erdoberfläche gibt.» Man fragt sich immer wieder, woher eigentlich diese riesigen Menschenmengen kommen, die einen in den chinesischen Städten umbranden und die sozusagen aus jedem Loch herausquellen. Wobei das Erstaunliche ist, daß diese Mengen, wenn man die Männer, die Frauen, die Kinder genauer ansieht, gar nicht als formlose Masse wirken, sondern Gesicht und Gestalt haben, durch eine viertausendjährige Geschichte und Gesittung geprägt sind und nur durch ein abscheuliches Gesellschaftssystem, verbunden mit hundertjähriger Fremdherrschaft, verhindert wurden, zu einem würdigen Menschenstum aufzusteigen. Und wenn man dann, wohin man in China kommt, die Zeugnisse eigenständiger, hochentwickelter Kultur und Kunst vor Augen sieht, wenn man die herrlichen Bauwerke, die Paläste, die Tempelanlagen, die Wohnquartiere der Wohlhabenderen genießt, die reichen Museen durchwandert, die faszinierende Schauspielkunst – sei sie nun Pekinger oder Schanghaier Stils – im Theater auf sich wirken läßt, dann fühlt man sich wahrlich in eine Wunder- und Zauberwelt versetzt, von der alle Beschreibung und Bebildung nur einen schwächeren Begriff geben können.

Aber nun: diese ganze chinesische Welt ist in einer mächtigen, bis auf den Grund gehenden *Umwälzung* begriffen. Neben und mitten in dem alten China steigt ein neues China auf. Man darf nur vom Pekinger Flugplatz in die Stadt hineinfahren, um diese Doppelgestaltigkeit mit Händen greifen zu können. Der größte Teil des Raumes bis zur alten Stadtmauer – immerhin etwa zehn Kilometer – ist ein einziger Bauplatz. Ganz neue Quartiere schießen aus dem Boden. Hier baut sich insbesondere auch die moderne Hochschulstadt auf, die Stadt der zwölf oder fünfzehn Hochschulen aller Wissenschaften und Künste, die sich in reicher Fülle ausbreiten. Aber auch Industrie- und Wohnviertel entstehen, neue Straßenzüge werden angelegt, Grünanlagen wachsen heran. Und dann geht es durch das massive Westtor in die eigentliche Stadt hinein, in die Geschäftsstraßen mit ihren farbigen Fahnen und Schildern, ihren magischen Schriftzeichen, ihren bizarren Dekorationen, mit den geschwungenen Giebeln, den offenen Läden und Werkstätten, dem unendlichen Menschengewimmel. Hier sind noch Reihen verfallender, elender Wohnlöcher, dort schon jüngste, imposante Zweckbauten und Hotels; auf der einen Seite die Mauern, Tore und Gräben der ehemals verbotenen Kaiserstadt, auf der andern Seite die breiten Boulevards, auf denen alle zweihundert Meter ein Verkehrspolizist in seiner gelb-weißen Uniform winkt und fuchtelt, Regierungsgebäude und Verbandszentralen, aber auch die malerischen Bu-

den der Korbblechter, der Holzschnitzer, der Stoff- und Kleiderhändler und der tausend anderen Handwerker und Kleinverkäufer, die zum Bild jeder chinesischen Stadt gehören. Altes und Neues, Vergangenes und Zukünftiges mischt sich unentwirrbar durcheinander, sucht sich irgendwie zu verbinden oder aber einfach zu verdrängen – das ist Peking, das ist das neue China, in das wir hineingeworfen werden und in dem wir uns, ganz benommen wie wir sind, zuerst kaum zurechtfinden können.

Not und Aufgabe Ich habe das alte China aus eigener Anschauung nicht gekannt. Aber ich kenne es einigermaßen aus der Literatur und habe von jeher den Kampf des chinesischen Volkes um seine Befreiung aus den Fesseln einer halbmittelalterlichen Feudalordnung, eines primitiv-räuberischen Kapitalismus und einer mit beiden verbündeten Fremdherrschaft mit stärkster Teilnahme verfolgt. Was ist die letzte materielle Triebkraft dieses Kampfes gewesen, der vor wenigen Jahren erst – 1949 – mit dem endgültigen Durchbruch der Revolution, mit der *Befreiung* (wie man in China lieber sagt) geendet hat? Wenn man es vereinfachend, aber doch nicht verflachend mit einem einzigen Wort ausdrücken will, so muß man sagen: es ist der *Hunger*. «China», so stellt de Castro in seinem klassischen Buch über die «Geographie des Hungers» fest, «China hat immer in einem stößenden Zustand von Ernährungsarmut gelebt, und sein Volk hat mehr als jedes andere in der Welt unter den schmerzhaften Folgen des Hungers gelitten. Nirgends ist der Hunger ein solch überwältigendes Problem gewesen wie in dieser Zivilisation, die fast ausschließlich auf Landwirtschaft zum Zwecke der Nahrungsbeschaffung beruht.» Unangenehme und vor allem einseitige Ernährung (Reis und wieder Reis, dazu im Norden Hirse und Zuckerrohr) haben jahrhundertelang die ärgsten gesundheitlichen Verwüstungen angerichtet. Mangelkrankheiten, Schmutzkrankheiten (namentlich auch als Folge der Düngung mit menschlichen Exkrementen) und früher Tod waren an der Tagesordnung. Chinas Sterbeziffer mit etlichen dreißig je tausend im Jahr war die höchste unter den großen Völkern, und seine Kindersterblichkeit mit etwa 160 auf tausend gehörte mit zu den höchsten. Die Lebenserwartung betrug nur 34 Jahre (gegen 63 in der Schweiz). Dazu kamen immer wieder Naturkatastrophen, wie Dürre, Überschwemmungen, Heuschreckenplagen, Erdbeben und Wirbelstürme, die jedes Jahr Millionen und Millionen von Menschen hinrafften.

Man führt den chronischen Hunger, wie er das Leben Chinas so lange kennzeichnete, häufig auf Übervölkerung zurück. Und wenn man in den Großstädten und Industriezentren Chinas herumsieht, so wird man – wie schon angedeutet – tatsächlich immer wieder von den ungeheuren Menschenmassen beeindruckt, die sich da stauen oder hin- und herwogen. Unsere schweizerischen «Großstädte» (wenn es

sie gibt) erscheinen neben Schanghai, Peking oder Mukden beinahe menschenleer. Allein von Übervölkerung kann man höchstens im Ostteil und Süden Chinas reden, in den fruchtbaren Flusstälern und Schwemmlandgebieten wie auch in den großen Tiefebenen des Nordens und Nordostens. Der größere Teil des Riesenlandes ist ausgesprochen unterbevölkert oder überhaupt unbewohnt. Mit etwa 104 Menschen pro Quadratmeile bleibt China als ganzes weit unter der Volksdichte etwa Hollands oder Belgiens (686 und 725), während freilich in bestimmten Provinzen des Ostens und Nordens bis zu 6900 chinesische Menschen auf eine Quadratmeile kommen.

Es ist also zunächst die *ungleiche, unzweckmäßige* Verteilung der Bevölkerung, die Unterernährung, Armut, Krankheit, Unbildung und die ganze damit verbundene Volksnot in China erzeugt hat, und das heißt *der Mangel an Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten im größeren Teil des Landes*. Dahinter steht aber jene ganze *verkehrte Wirtschaftsorganisation* des alten Chinas, die sich fast ausschließlich auf Ackerbau und Gemüsekultur beschränkte, dazu noch meistens mit einer völlig primitiven Arbeitstechnik. So ist nicht Übervölkerung die Ursache des Hungers, sondern – verbunden mit seelischen und biologischen Kräften – eine falsche gesellschaftliche Ordnung. De Castro wagt geradezu die Behauptung: «Hunger ist die Ursache und Übervölkerung die Folge.»

Das ist gar nicht so widersinnig, wie es scheinen mag. Man weiß längst, daß Klassen und Völker mit niedrigstem Ernährungsstand auch bevölkerungsmäßig am fruchtbarsten sind. Hunger steigert wohl die Sterblichkeit, erhöht aber noch mehr die Geburtenhäufigkeit. In China kommt dazu, daß die körperliche Schwäche, die der chronische Hunger bewirkt, in den Bauern- und Pächterfamilien den dringenden Wunsch nach zahlreichen Söhnen als Helfer bei der Arbeit weckte und aufrechterhielt. Frühe Heiraten und das Halten von Nebenfrauen waren beliebteste Mittel zu diesem Zweck, während die chinesische Religion und Philosophie – Buddhismus und Konfuzianismus – der wirtschaftlichen Notwendigkeit die moralische Rechtfertigung gab. Kinderreichtum galt als beste Versicherung gegen Mangel und Hilflosigkeit; je mehr Söhne insbesondere blieben, nachdem Hungersnot, Seuche, Überschwemmung und Krieg ihr Werk getan, desto mehr Hände waren da, um das Land zu bebauen und die Ahnen zu verehren.

Es scheint uns auf jeden Fall erwiesen, daß nicht eine übermäßige Bevölkerungsvermehrung für die wirtschaftliche und soziale Not im alten China verantwortlich ist, sondern die ganz ungenügende Ausnützung der Ernährungs- und Produktionsmöglichkeiten in weitesten Teilen des Reiches, verbunden mit einer völlig unrationellen, nur auf den Vorteil einer Oberklasse zugeschnittenen Besitzordnung und Arbeitsweise. 600 Millionen Chinesen können durchaus ein Leben frei von Hunger und Not führen, wenn die natürlichen Reichtümer des

Landes planmäßig und zum allgemeinen Besten erschlossen werden, wenn der Boden gerecht verteilt und die Landwirtschaft modern betrieben wird, mit Bewässerung und Entwässerung, künstlicher Düngung und arbeitsergiebigen Geräten und Maschinen, wenn die großen, brachliegenden Landflächen unter den Pflug kommen und eine Industrie aufgebaut wird, die die fast unerschöpflichen menschlichen Kräfte Chinas in ihren Dienst nimmt und eine fortschreitende Gesamtwirtschaft entwickeln hilft.

Gerade das verhinderte aber bisher eine halbfeudal-konservative Klassenherrschaft im Bunde mit dem rohen, ausbeuterischen Kapitalismus eines jungen Bürgertums und dem raffgierigen Kolonialismus und Imperialismus des nahen Japans wie des fernen Westeuropas und Amerikas. Um noch einmal de Castro zu zitieren, der als Leiter der Ernährungs- und Landwirtschaftsabteilung der Vereinten Nationen ein unverdächtiger Gewährsmann ist: «Während des ganzen letzten Jahrhunderts chinesischer Geschichte haben die imperialistischen Mächte der Landwirtschaftsreform, die die Nahrungsmittelerzeugung hätte steigern können, Hindernisse in den Weg gelegt und sich der Industrialisierung widergesetzt, die China modernisiert hätte. Die Westmächte haben ihren Einfluß ausgenützt, um die hergebrachten Formen des Wirtschaftslebens zu zerrütteln, ohne eine Industrie einzuführen, die ihren Platz hätte einnehmen können, und haben so den Druck auf den Boden und die Zerstückelung des Landbesitzes vermehrt. Sie haben dadurch das Hungerelend noch vergrößert.»

Die Fremdherrschaft hat das chinesische Volk abgeschüttelt. Seinem neuen Regime obliegt nun die gewaltige Aufgabe, im so befreiten «Reich der Mitte» eine Wirtschafts- und Sozialordnung zu begründen, die Brot und Wohlstand für alle schafft, und das rückständige, verwahrloste Agrarland in ein neuzeitliches Industrieland zu verwandeln – im Geiste nicht des westlichen und östlichen Kapitalismus, sondern eines Sozialismus, der hungernde Bauern und ausgemergelte Kulis zu gesunden, frohen und freien Menschen erhebt. Wie sucht es diese Aufgabe zu lösen?

Die neue Landwirtschaft

Das erste, was hiezu gesagt werden muß, ist dies: Die Träger des neuen Regimes wissen, daß Teilreformen, verzettelte Maßnahmen, weniger als nichts wert sind, daß vielmehr das ganze alte Wirtschafts- und Gesellschaftssystem umgewälzt werden muß, wenn das Problem Chinas gelöst werden soll. Das heißt nicht, daß sie überstürzt vorgehen, mit rohen Eingriffen in bestehende Ordnungen und Gewohnheiten; sie tragen vielmehr dem Reifezustand der Dinge und Menschen sorgsam Rechnung. Aber gleichzeitig beharren sie darauf, daß die entscheidenden Grundreformen entschlossen und folgerichtig durchgeführt werden. Das gilt vornehmlich für die Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft nimmt ja bei der Schaffung des neuen Chinas eine Schlüsselstellung ein. Im alten China lebten neun Zehntel des Volkes von der Bebauung des Bodens. Wie es dem Bauern ging, so ging es dem ganzen Volke. Und da der landarme Bauer und der besitzlose Pächter immer hungerten, so war die Bodenfrage das Kernproblem des Landes. Ohne eine neue Bodenordnung keine Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse des Volkes, aber auch keine Modernisierung und Industrialisierung der Gesamtwirtschaft Chinas. Das erste Anliegen der Revolution mußte darum die Gewinnung und Zufriedenstellung der Bauernbevölkerung sein, so wie umgekehrt die Gegenrevolution und die konservativen Mächte – inbegriffen die ausländischen Nutznießer von Chinas Schwäche – sich in erster Linie auf die Klasse der großen Grundbesitzer stützten.

Es gibt keine unbedingt zuverlässigen Feststellungen über die Bodenverteilung unter dem alten Regime, zumal die Verhältnisse im Laufe der inneren Wirren und der äußeren Kriege während der letzten Jahrzehnte stark gewechselt haben. Man darf aber mit Grund annehmen, daß die Großgrundbesitzer und reichen Bauern, die kaum zehn Prozent der Landbevölkerung ausmachten, 55 bis 60 Prozent der anbaufähigen Bodenfläche besaßen. Den mittleren und armen Bauern, 90 Prozent der Gesamtzahl, blieben höchstens 45 Prozent allen Landes. Nach einer Erhebung der Kuomintangregierung besaßen in elf Provinzen 1500 Großbauern und Feudalherren durchschnittlich 533 Jucharten («Morgen», zu 36 Aren); auf 700 000 Bauernfamilien kamen nur etwa je vier Jucharten. Millionen von «Bauern» besaßen keinen einzigen Quadratmeter Boden. Die meisten mußten etwas Land in Pacht nehmen und gerieten dadurch in drückende Schuldsknechtschaft gegenüber den wucherischen Besitzern, die 40 bis 60 Prozent des Ernteertrages ihren Pächtern abforderten. Die andere Folge dieses Systems war die ungeheuerliche Betriebszersplitterung, für die China bekannt war, betrug doch die durchschnittliche Fläche des chinesischen Landwirtschaftsbetriebes nicht viel mehr als vier englische Acres (etwa 160 Aren) gegen heute 14 Acres in Holland, 20 in der Schweiz, 39 in Dänemark, 63 in England und 157 in den Vereinigten Staaten. Daß unter solchen Umständen von einer rationellen Bewirtschaftung der Güter und Gütchen keine Rede sein konnte, liegt auf der Hand, zumal die Anbau- und Erntetechnik so rückständig war wie nur möglich.

Während des Krieges mit Japan verschärfte sich die Bodenzusammenballung noch weiter. Die Landwirtschaft verfiel zusehends, eine allgemeine Landflucht setzte ein, der Hunger richtete die entsetzlichsten Verheerungen an. Und die Kuomintangregierung tat nichts Wirkliches, um dem Elend zu steuern. Begreift man, daß der revolutionäre Kommunismus kommen mußte, um das Bodenbesitzproblem zu lösen? Er hat es gelöst, soweit das unter den obwaltenden Umständen überhaupt menschenmöglich war. In allen Gebieten, in denen er sich durch-

setzte, nahm er eine Neuverteilung des landwirtschaftlichen Bodens vor, oft in gewaltsamer Form, immer aber mit dem Streben, jeder Familie eine Bodenfläche zuzuweisen, die für ihren Unterhalt ausreichen sollte.

Ein Beispiel. Wir besuchten in der Nähe von Mukden (heute Schenyang genannt) das kleine Dorf Jen Tsching. Es zählt 332 Familien mit 1542 Köpfen und 4300 Mou Land (1 Mou etwa 7 Aren). Vor der Befreiung waren 95 Prozent des Bodens im Besitze von nur zehn Prozent der Bevölkerung. 1948, also noch vor der Aufrichtung des neuen Regimes in ganz China, wurde die Landreform durchgeführt, in der Art, daß auf den Kopf der Bevölkerung 2,6 Mou (18 Aren) entfielen, bei völliger Gleichstellung aller Einwohner. Größere Familien haben mehr Land, kleinere entsprechend weniger. Der Erntertrag ist dadurch wesentlich gestiegen. Früher erntete man 120 Kilo Getreide je Mou, 1952 waren es 170 Kilo. Im Jahre 1953 wurde eine Produktionsgenossenschaft mit 34 Familien begründet, die pro Mou bereits 232 Kilo erntete. 1954 gehörten der Genossenschaft 114 Familien an mit einem Ertrag von 262 Kilo je Mou. Gegenwärtig sind 152 Familien, also annähernd die Hälfte der Gesamtheit, in der Genossenschaft vereinigt. Einkommen und Wohlstand der Dorfbevölkerung sind von Jahr zu Jahr gestiegen; der Hunger ist verschwunden; jedes hat genug zu essen. Im vergangenen Jahr wurden allein 36 neue Wohnräume in Backsteinhäusern gebaut, sechs neue Brunnen gegraben und von der Produktivgenossenschaft sechs Wagen mit Gummirädern und 12 Stück Vieh gekauft. Eine Ein- und Verkaufsgenossenschaft dient den Bedürfnissen des ganzen Dorfes. Den Bauern ist kein bestimmtes Ablieferungssoll auferlegt; der Staat nimmt ihre Erzeugnisse zu festen Preisen ab und lässt im übrigen Raum für einen freien Markt, allerdings – zur Verhinderung von Überforderung – unter Ansetzung von Höchstpreisen. Früher konnten nur die Kinder der reichen Bauern die Schule besuchen; heute steht sie – wir haben sie besucht – allen 300 Kindern des Dorfes offen und beschäftigt zehn Lehrkräfte, davon zwei Frauen.

Die Regierung geht, nachdem einmal die Neuverteilung des Bodens durchgeführt ist, sehr behutsam vor. Wie ein Landwirtschaftssachverständiger des Gewerkschaftsbundes, Tou Uel Schen, in einem Vortrag, den ich anhörte, offen sagte, schont sie die Mittelbauern ganz bewußt, um sie nicht ins Lager einer sabotierenden Reaktion zu treiben; ihre Zahl hat sich denn auch in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Das Ziel bleibt dessenungeachtet die völlige Modernisierung und Kollektivierung der Landwirtschaft, vorerst auf dem Wege der Bildung freiwilliger Produktivgenossenschaften. Man zählt heute in ganz China bereits rund 600 000 landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften, gegen erst 14 000 Ende 1953; die Zahl der ihnen angeschlossenen Familien hat sich seit 1953 um 13 Prozent vermehrt,

und man hofft, daß bis Ende 1957 mindestens ein Drittel aller Bauernfamilien den Agrargenossenschaften angeschlossen sein wird, mit ebenfalls etwa einem Drittel der gesamten Bodenfläche.

Das Ernährungsproblem bleibt freilich immer noch eine Hauptaufgabe der Regierung. Die landwirtschaftliche Produktion ist im ganzen noch keineswegs genügend, um eine reichliche Versorgung des ganzen Volkes zu sichern, zumal wenn Überschwemmungen das Land heimsuchen, wie das im Jahr 1954 am Hoangho und Jangtse in solch unerhörtem Maße geschehen ist. Aber auch hier wird mit Flussverbauungen und Wasserregulierung seit Jahr und Tag ein großartiges Werk getan, das seine Früchte tragen wird. Und die Mechanisierung und Organisierung der landwirtschaftlichen Arbeit wird in dem Maße fortschreiten, als sich die chinesische Industrie entwickelt. Eins trägt das andere: die Agrarreform bildet die Grundlage der Industrialisierung, und die zunehmende Leistung der Industrie hilft ihrerseits wieder der Landwirtschaft, sich zu modernisieren.

Industrialisierung . . . Die Bauernbefreiung ist in China grundsätzlich durchgeführt, so viel auch noch zu tun bleibt, um Hunger und Armut im Landvolk endgültig zu besiegen. Anders die Befreiung des Stadt- und Industrieproletariats, die nur verhältnismäßig langsam durchgesetzt werden kann. Wer das nach unseren Begriffen schlechthin untermenschliche Dasein breiter Volksmassen am Unterlauf der großen Flüsse, etwa im Deltagebiet des Jangtsekiang, kennengelernt hat, wer die schauderhaften Wohnungsverhältnisse in gewissen Teilen von Nanking und besonders Schanghai hat auf sich wirken lassen, wer weiß, daß in Canton 60 000 Menschen auf Holzbooten (Sampans) im Perlfluss hausen, dem ist auch klar, daß dieses Erbe eines herzlosen alten Regimes nur schrittweise liquidiert werden kann. Das Tempo dafür ist abhängig von dem Umfang und der Raschheit, mit der China industrialisiert wird. Je reicher sich die Industrie entfaltet, je mehr und je bessere Kapital- und Verbrauchsgüter erzeugt werden, je stärker die Ergiebigkeit der industriellen Arbeit steigt, desto höher wird auch die Lebenshaltung der Stadt- und Industrievölkerung gehoben werden.

Das ist freilich eine schwere Aufgabe. Ihre Erfüllung verlangt nicht nur Ansammlung und zweckmäßige Anlage von Kapital, nicht nur gute Ernährung der Arbeitskräfte, nicht nur allgemeine und technische Schulung von Arbeitern und Angestellten; sie erfordert auch den Bruch mit jahrhundertealten Gewohnheiten und Sitten in Arbeitsmethode und Arbeitsorganisation, eine dem Industriezeitalter gemäße Disziplin und Technik der Arbeit. Das alte China mit seinem ungeheuren Überschuß an verfügbaren Arbeitskräften hat einer Rationalisierung der Arbeit die stärksten Hindernisse in den Weg gelegt; warum auch Werkzeuge und Maschinen, wenn menschliche Hände und Rücken im

Übermaß bereitstehen? In der Industrie ist das jetzt freilich gründlich anders geworden, mußte anders werden; aber in der Landwirtschaft, im Handel, im Handwerk, im Verkehr hat man immer wieder den Eindruck, daß dank einer unerschöpflichen «Reservearmee» von Arbeitsfähigen immer fünf Paar Hände und Füße bereitstehen, wo bei uns zwei Paar genügen. Auf Bauplätzen kann man noch immer Erde und Baustoffe in zwei Tragkörben befördert sehen, die von einer über die Schultern gelegten Bambusstange herunterhängen. Schubkarren scheinen da unbekannt zu sein.

Aber nun muß man eben in die neuen Industriegebiete gehen, um die technische Revolution kennenzulernen, die sich jetzt in China vollzieht. Man muß in das Zentrum der klassischen chinesischen Textilindustrie, nach *Schanghai*, gehen und ein paar Fabriken besuchen; man muß aber vor allem in die Nordostprovinzen – die ehemalige Mandschurei – gehen, in das Land der modernen Schwerindustrie, die chinesische Ruhr, mit ihren Bergwerken, Stahlwerken, Maschinenfabriken, Petrolraffinerien. Was wir in und um Schenyang (Mukden) herum gesehen haben, und was wir (auch vom Flugzeug aus) dahinter nur ahnen konnten, war so großartig und eindrucksvoll, daß ich von der Zukunft Chinas als einer der ersten Industrienationen der Welt überzeugt bin. Das Industriekombinat von Anshan zum Beispiel – Anshan selber zählt heute bereits 700 000 Einwohner mit rund 200 000 Arbeitern und Angestellten – umfaßt nicht weniger als 50 Fabriken und sieben Bergwerke größten Ausmaßes. Fuschin, das Kohlenzentrum, hat seine Bevölkerung seit der Befreiung von 140 000 auf 740 000 Menschen hinauf schnellen lassen; seine Kohlenförderung ist jetzt dreimal größer als vor fünf Jahren, die Rohölgewinnung fünfmal höher. Und so geht es weiter.

Wie hoch entwickelt schon jetzt die Industrie der Nordostprovinzen ist, lehrt ein Rundgang durch die ständige Industrieausstellung in Schenyang. Wir stellten fest, daß die mandschurische Produktion von Rohstahl zwischen 1949 und 1953 von 16,6 auf 162,6 Millionen Tonnen gestiegen ist, diejenige von Gußeisen von 8,8 Millionen Tonnen auf 78,7 Millionen. Die chemische Industrie hat ihre Erzeugung in der gleichen Zeit fast verzehnfacht; die Produktion von Soyaöl ist, wenn man ihre Leistung von 1949 mit 100 ansetzt, bereits 1953 auf 2448 gestiegen. Die entsprechende Zahl für die Seidenfabrikation (1949 = 100) ist gar 12 551. Die Beispiele könnten vervielfacht werden. Erstaunlich ist nicht zuletzt, was heute die Nordostprovinzen in der Herstellung von Maschinen und Geräten der Elektrizitätsbranche leisten; hinter der Schweiz bleiben sie hier kaum mehr wesentlich zurück.

Natürlich muß China eine ganze Reihe von Industriezweigen erst ganz neu schaffen. In Schenyang sahen wir zum Beispiel eine Fabrik für Revolverdrehbänke, die früher in China überhaupt nicht hergestellt wurden. Mit Hilfe russischer Ingenieure und Techniker wurde

ihr Aufbau im vergangenen Jahr beendet; sie beschäftigt heute über 2000 Arbeiter und hat mehr als 400 Werkzeugmaschinen in Betrieb. Der Direktor war übrigens ehemals einfacher Kupferschmied. Die Chinesen schätzen begreiflicherweise die sowjetische Hilfe außerordentlich hoch, werden doch gegenwärtig fast 160 verschiedene Industrialisierungsunternehmungen von den russischen Ingenieuren aufgebaut, die man mit ihren Familien in allen chinesischen Großstädten und Industriezentren sich bewegen sieht.

In Schanghai besuchten wir unter anderem eine gleichfalls sozusagen aus dem Boden gestampfte junge Werkzeugmaschinenfabrik, die vor der Befreiung nur ganz einfache landwirtschaftliche Geräte herstellte und heute die kompliziertesten Apparate und Maschinen baut, mit rund 2000 Arbeitern und ständig wachsender Produktion. Ähnliches gilt von der Jutefabrik Tse Kiang in Hangtschau, die – ein ganz neuer, kaum fertiger Betrieb – schon 4200 Arbeiter und Arbeitinnen beschäftigt und größtenteils für die Sowjetunion arbeitet.

Wo immer wir hinkamen, überall trat uns die mächtvolle industrielle Revolution entgegen, die nun in China angehoben hat und das Bild seiner Städte völlig umzugestalten im Begriff steht. Mit Stolz erzählte uns ein Mitglied der Stadtverwaltung von Nanking, wie seine Stadt bereits 131 nationalisierte Fabriken zählt, mit zweieinhalbmal mehr Arbeitern als vor der Befreiung und einer 37mal größeren Produktion. Was das für die Modernisierung und Hebung des ganzen privaten wie öffentlichen Lebens der Stadt bedeutet, kann man sich ungefähr vorstellen, auch wenn man es nicht – wie wir – selber gesehen und im einzelnen beschrieben gehört hat. Vollends Schanghai, das ehemals kaum etwas viel anderes war als eine amerikanisch-britische Kolonie – man stößt fortwährend auf die Zeugen dieser verhassten Vergangenheit –, hat einen ganz neuen Lebensabschnitt begonnen. Es ist jetzt wirklich eine chinesische Stadt geworden und vorderhand, mit seinen 6,3 Millionen Einwohnern, die volks- und industriereichste Großstadt Chinas.

... und Sozialisierung 1953 wurde der erste Fünfjahrplan für die chinesische Wirtschaft in Kraft gesetzt. Alles wetteifert, ihn fristgerecht zu erfüllen, ja überzuerfüllen; insbesondere in jeder Fabrik sieht man die zahlreichen Tafeln und Wandzeitungen, die die Leistungen jeder Abteilung festhalten und stumm und doch so beredt zu nichtnachlassendem Fleiß anspornen. In den Jahren 1953 und 1954 hat sich die Gesamterzeugung von Chinas Industrie und Landwirtschaft bereits um je 12 Prozent gehoben; die geplante Industrieproduktion betrug 1954 mindestens viermal mehr als 1949. Auch die – wie früher angedeutet – technisch viel schwerer zu reorganisierende Landwirtschaft gibt jetzt Erträge, die trotz Kriegsverheerungen und Naturkatastrophen etwa 10 Prozent höher sind als

in den besten Zeiten des alten Regimes. Die Leistung des chinesischen Arbeiters, die infolge der Rückständigkeit der Wirtschaft, des Mangels an Schulung und der lässigen Arbeitsgewohnheiten früherer Zeiten weit unter derjenigen Westeuropas und Nordamerikas stand, ist, wenn man sie für 1949 mit 100 ansetzt, bis 1954 auf 222 gestiegen.

Kurz, die Wirtschaft Chinas modernisiert sich in einem Tempo, das wir uns doch nicht richtig vergegenwärtigt hatten, bevor wir es mit eigenen Augen sahen. Das *Bauen* ist geradezu eine chinesische Leidenschaft geworden. Und es wird gut gebaut, wie der Baufachmann in unserer Delegation immer wieder feststellte, mit viel Sinn auch für die Notwendigkeit von Licht, Luft und Sonne in den Neubauten. Großzügig werden nicht zuletzt die neuen *Straßen* angelegt; gab es 1949 erst etwa 75 000 Kilometer Straßen im ganzen Reich, so waren es 1954 schon 142 000 Kilometer. Eine der jüngsten und besten Leistungen ist hier die Straße, die über Tausende von Kilometern nach Tibet hineinführt und Höhen bis zu 3000 Metern erreicht. Daß die *Eisenbahnen* noch verhältnismäßig altertümlich anmuten, wenn man aus einem Land mit durchelektrifiziertem Verkehrswesen nach China kommt, kann nicht überraschen; doch geht es auch hier sichtbar vorwärts. Und im übrigen reist man gut und angenehm in China, noch abgesehen von der vorbildlichen Sauberkeit, auf die die Chinesen in ihren Eisenbahnwagen bedacht sind. Der Automobilverkehr ist ungleich entwickelt; während man Lastwagen aller Art in Menge sieht, scheinen private Personenwagen erst allmählich in Gebrauch zu kommen. Es hängt das zum Teil damit zusammen, daß China erst jetzt seine erste eigene Automobilfabrik zu bauen begonnen hat; was an Automobilen bisher in Betrieb ist, stammt alles vom Ausland, namentlich aus der Sowjetunion und der Tschechoslowakei, aber auch aus Amerika. Nicht vergessen sei in diesem ganzen Zusammenhang das große Werk der *Wiederaufforstung* der ehedem so ruchlos kahlgeschlagenen Wälder. Die Fachleute sagen uns, daß es für die Bodengesundheit 30 Prozent Wald in einem Land brauche. In China sind nur 5 Prozent der Bodenfläche von Wald bedeckt. Aber die Anpflanzung von Jungbäumen hat bereits in großem Stil begonnen. Längs der Bahnlinie sahen wir bei unserer Fahrt von Peking nach Nanking – die immerhin über etwa 1200 Kilometer ging – auf dem weitaus größten Teil der Strecke links und rechts mindestens zwei fortlaufende Reihen frisch angepflanzter Bäume. Ihre Zahl muß allein hier in die Hunderttausende gehen. Die Wälder aber sollen in zehn Jahren annähernd 20 Prozent der Gesamtfläche Chinas bedecken. Für die Bodenverbesserung, für die Hochwassereindämmung, für die Volksgesundheit, für die Bekämpfung der Staubplage wird das von größter Bedeutung sein.

Die Wirtschaft des neuen Chinas ist indessen nicht nur eine geplante Wirtschaft von einer Art, wie sie auch unter kapitalistischem Regime möglich wäre; die Planung geht vielmehr offen und folgerich-

tig auf eine *Sozialisierung* des wirtschaftlichen Lebens aus, auf die Ersetzung des Profitstrebens durch den Dienstwillen, der egoistischen Konkurrenz durch Zusammenarbeit für das Wohl des Ganzen, auf die Schaffung einer klassenlosen, von Gewalt und Unterdrückung freien Gesellschaft. Das neue Regime geht dabei freilich sehr behutsam und überlegt vor. Dies besonders im industriellen und gewerblichen Sektor, in dem – anders als in der Landwirtschaft, wo das feudale Eigentum grundsätzlich abgeschafft ist – das Privateigentum an den Wirtschaftsmitteln nicht mit einem revolutionären Schlag in Gemeineigentum verwandelt werden kann.

Sozialisiert im eigentlichen Sinne sind erst die Großindustrie (die Schwerindustrie zu 80 bis 90 Prozent, die Leichtindustrie zu mindestens 30 Prozent), die Eisenbahnen, ein Teil des See-, Fluss- und Automobiltransportes und die Großbanken. Es sind das allerdings Wirtschaftszweige, die dem Staat bedeutsame Schlüssel- und Machtstellungen in die Hand geben. Daneben besteht aber in der Industrie ein verhältnismäßig umfangreicher kapitalistischer Sektor weiter – sein Träger ist die sogenannte nationale Bourgeoisie –, der nur schrittweise dem sozialistischen Sektor angeglichen wird. Hauptmittel dazu sind die Vergabeung von Staatsaufträgen an die Privatindustrie, die in den acht größten Städten des Landes zu 80 Prozent für die sozialisierte Wirtschaft und den Staat arbeitet, sowie die direkte Beteiligung des Staates an der Privatindustrie (sogenannter Staatskapitalismus).

Der Privatbesitz herrscht vor in der Landwirtschaft, im Kleingewerbe und wohl auch noch im Kleinhandel (der Großhandel ist zu 80 Prozent verstaatlicht), wo freilich die Staatsläden in allen Branchen eine immer größere Rolle spielen. (In Peking wird zurzeit ein großes staatliches Warenhaus gebaut.) Die Entwicklung, vom Regime mächtig gefördert, geht hier auf die genossenschaftliche Organisation der in Privathand verbleibenden Betriebe hin, nicht nur in der Landwirtschaft (worüber wir bereits gesprochen haben), sondern auch im Gewerbe; im Laufe des zweiten Fünfjahrplanes hofft man den Großteil der 20 Millionen oder so Handwerksbetriebe vergenossenschaftlicht zu haben. Am Ende des dritten Fünfjahrplanes sollen dann die Grundlagen einer eigentlich sozialistischen Wirtschaft auf der ganzen Linie geschaffen sein.

Wie lebt der Arbeiter?

Wie gestaltet sich nun aber, so wird man fragen, auf Grund dieser aufstrebenden Wirtschaft die Lage des chinesischen *Industriearbeiters*? Bevor ich darauf antworte, muß ich daran erinnern, welches die Lage des chinesischen Arbeiters vor der Befreiung war. Sie war ja elend genug. Ein Kuli verdiente vielleicht acht Silberdollar monatlich, während das physische Existenzminimum auf 16 Dollar stand. Die Frauen verdienten gleichzeitig nur etwas mehr als 3 Dollar im Monat. Die Arbeits-

bedingungen waren schlechthin unmenschlich. Die Arbeiter «arbeiten, essen und schlafen in den gleichen Räumen», wie eine britische Gewerkschaftsdelegation 1924 feststellte. Arbeiterschutzgesetze und einigermaßen ernsthafte Vorkehrungen für die Gesundheitspflege gab es nicht; der Arbeitstag dauerte 12 und mehr Stunden. Besonders jammervoll war die Lage der lohnarbeitenden Kinder. In den Schanghaier Zündholzfabriken arbeiteten Kinder, die kaum fünf Jahre alt waren, 14 und 16 Stunden. Der Australier Rewi Alley, der in Schanghai Fabrikinspektor war, berichtet von den Zuständen in der Seidenspinnerei 1927/28, daß sie ihm in seiner ganzen Praxis das meiste Alpdrücken verursacht hätten, diese Fabriken, «mit ihren langen Reihen von Kindern, viele nicht älter als 8 oder 9 Jahre, 12 Stunden über kochende Kokonbottiche gebeugt, mit geschwollenen roten Fingern, entzündeten Augen . . . in Räumen so voll von Dämpfen, daß es in der Schanghaier Hitze für mich unerträglich war, es nur wenige Minuten darin auszuhalten . . . Durch die Hungersnot und die Überschwemmungen, durch den Bürgerkrieg und all die anderen inneren Wirren wird immer wieder eine neue Welle von Kindern in die Stadt gespült.»

Und nun – wie steht es mit den Arbeitsverhältnissen in der chinesischen Industrie *heute*? Wir sahen eine ganze Reihe von Fabrikbetrieben verschiedenster Branchen in verschiedenen Landesteilen an und zogen überall Erkundigungen ein, die wir für zuverlässig halten dürfen. Ein paar typische Beispiele mögen indes hier genügen. Da ist die staatliche Textilfabrik Nr. 2 in Schanghai, die 4700 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, davon drei Viertel Frauen. Kinderarbeit ist hier ebenso unbekannt wie in anderen Industriebetrieben Chinas. Die steigende Produktion (Faden zum Beispiel 23 Prozent mehr als 1950, farbige Cottonaden 60 Prozent) erlaubt eine zunehmende Verbesserung der sozialen Verhältnisse. Die Arbeitszeit beträgt jetzt netto $7\frac{1}{2}$ Stunden täglich. Der Lohn schwankt zwischen 62 und 98 Yuan im Monat. Für 700 Arbeiterfamilien sind neue Wohnungen beschafft worden. Bezahlte Ferien: mindestens eine Woche jährlich, steigend je nach Dienstjahren gemäß Gesetz. Eine Fabrikkantine gibt billiges, aber gutes Essen ab; ein Betriebssanatorium ermöglicht Erholung und Pflege. Früher waren immer 20 bis 25 Prozent der Arbeiterinnen wegen Krankheit und dergleichen abwesend; jetzt fehlen durchschnittlich noch 5 Prozent, die Mehrzahl wegen bevorstehender oder überstandener Niederkunft. Vor und nach der Niederkunft hat jede Frau 56 Tage Urlaub, bei Weiterbezahlung des vollen Lohnes. Für die Kleinkinder bis zu 14 Monaten besteht eine Krippe; gegenwärtig werden darin gegen 500 Bébés von etwa 50 Pflegerinnen betreut. Die Mütter kommen alle zwei Stunden aus dem Betrieb und stillen ihre Kleinen. Der Betrieb unterhält auch eine Abendschule mit 50 Lehrern, die von einem Viertel der Belegschaft – bisherigen Analphabeten – besucht wird. Für technische Weiterbildung sind besondere Kurse eingerichtet.

Ähnlich trafen wir es in allen anderen Fabriken, die wir kennengelernten. Die schon erwähnte Werkzeugmaschinenfabrik in Schanghai hat einem Viertel ihrer Arbeiter neue Wohnungen erstellt. Arbeitszeit 8 Stunden*; Ruhetag ist der Dienstag. (Wegen der Knappheit der elektrischen Kraft und aus anderen technischen Gründen werden die Ruhetage auf die ganze Woche verteilt, so daß es keinen allgemein freien Sonntag gibt. Doch scheint der Sonntag in verhältnismäßig sehr vielen Betrieben arbeitsfrei zu sein.) Die Krankenbehandlung ist kostenlos, auch für die Familien der Arbeiter und Angestellten. In der Kantine gibt es fünf Mittagessen zur Auswahl zu je 20 Cents.

Fabrik für Revolverdrehbänke in Schenyang: Durchschnittslöhne 1950 = 100, 1952 = 132, 1954 = 141. Höchstlohn 120 bis 130 Yuan monatlich, im Durchschnitt 50 Yuan, da die Mehrheit der Arbeiter aus erst in der Ausbildung begriffenen Lehrlingen und Ungelernten besteht. Abendschule; eigenes Sanatorium; Krippe im Bau.

Industrievier von Anschang: Durchschnittslohn 69 Yuan im Monat; 42 große Arbeiterclubs (Zentren für Freizeitbeschäftigung, Unterhaltung und Belehrung, Sportbetätigung usw.); 24 Sanatorien; 48 Krippen und Kindergärten, vier große Fabrikkinos.

Bergwerksrevier Fuschin: Lebenshaltung seit der Befreiung auf das Doppelte gestiegen; Durchschnittslohn 60 Yuan, Höchstlohn 140 Yuan. Neun große Arbeiterclubs, 500 kleine. «Wer nach Fuschin kommt, ist der Not enthoben; er hat genug zu essen und ein menschenwürdiges Leben», hören wir einen Gewerkschaftsvertreter sagen.

Ein Vergleich der Lebenshaltung des chinesischen Arbeiters mit derjenigen des europäischen ist freilich schwer, wenn nicht unmöglich. Es ist richtig, daß seit der Währungsreform die Preise nicht mehr gestiegen sind, während die Löhne gegenüber 1950 im Durchschnitt um 90 Prozent erhöht wurden. Aber welches ist die Kaufkraft der Löhne? Aus verschiedenen Quellen ist mir der Bericht zugekommen, daß ein Mann im Monat mit 10 bis 15 Yuan seine Ernährung gut bestreiten kann. Eine Arbeiterfamilie muß für Miete meistens nur einen bis drei

* Es ist mir unverständlich, wie im Londoner «Socialist Commentary», einem Organ der Labour-Rechten (März 1954), ein indischer Besucher Chinas behaupten konnte: «In China ist der Zwölfstundentag die Regel; eine Arbeitspause gibt es nicht. Es gibt nur vier Tage bezahlte Ferien im Jahr.» Und schon vorher: «Jedes Begehrten um Verkürzung der Arbeitszeit oder Lohnerhöhung wird in diesem Arbeiterstaat als Hochverrat betrachtet.» Das schlägt allen Tatsachen ins Gesicht, die wir ermittelten konnten. Was im besonderen die Arbeitspausen betrifft, so sind wir mehr als einmal gerade während dieser Pausen in den Betrieben gewesen, und niemand wird glauben, sie seien lediglich uns zuliebe eingeschaltet worden. Sie entsprechen einfach dem Gesetz, und das Gesetz wird auch in bezug auf Arbeitszeit, bezahlte Ferien, Gesundheitsschutz usw. usw. streng gehandhabt. Überzeitarbeit wird nur in Ausnahmefällen und mit Zustimmung der Gewerkschaft bewilligt, bei anderthalbfachem bis doppeltem Lohn. In den Bergwerken und gewissen Betrieben der chemischen Industrie wird übrigens nur sechs Stunden täglich gearbeitet.

Yuan im Monat rechnen; ein alleinstehender Mann bezahlt monatlich etwa 60 Cents für sein Logis in einem Kollektivhaushalt. Die Lebensmittel sind im allgemeinen billig; ein Kilo Reis – dieses Hauptnahrungsmittel – kostet je nach Güte 20 bis 36 Cents. Ein blauer Baumwollanzug kommt auf 10 bis 15 Yuan; Lederschuhe sind verhältnismäßig teuer; doch sind die Regel Bast- und Stoffschuhe. Bemerkenswert ist die bedeutende Steigerung des Verbrauches von Baumwolle, Fleisch, einfachen Haushaltartikeln, Füllfederhaltern, Schallplatten und dergleichen. Auch Armbanduhren sieht man – wenn schon kaum bei Arbeitern – auffallend häufig. In den privaten Kleinhandelsgeschäften – die öfters in riesigen Basaren räumlich vereinigt sind – gibt es Waren aller erdenklichen Art; an Käufern dafür aus dem Arbeiterstand fehlt es keineswegs. Und daß sich der Umsatz in den staatlichen Handelsgeschäften dauernd steigert, ist gleichfalls ein Zeichen für die wachsende Konsumkraft des chinesischen Stadt- und Industrievolkes. Nur nebenbei sei erwähnt, daß das Bettlertum in den großen Städten, das früheren Besuchern Chinas so stark in die Augen stach, heute sozusagen völlig verschwunden ist.

Ein besonderes Wort sei den *chinesischen Wohnungsverhältnissen* gewidmet. Eines der schlimmsten Stücke aus der Erbschaft des alten Regimes ist ja das so weit verbreitete Wohnungselend. Wir müssen zwar immer daran denken, daß wir in Asien sind, daß vom Mittelmeer bis zum Pazifik die Volksmassen zumeist in schauderhaften Löchern hausen, und daß schon in Frankreich, Spanien, Italien und auf dem Balkan das Wohnen nach unseren Begriffen vielfach eine grausige Angelegenheit ist – von gewissen Zuständen in unserem gesegneten, reichen Land gar nicht zu reden. Dennoch: es sind schlechthin unmenschliche Wohnungsverhältnisse, die auch in China aus der Zeit des Feudalismus und des primitiven Frühkapitalismus in die Gegenwart hereinragen. Das Ärgste haben wir in West-Schanghai gesehen, einer Proletariergroßstadt von heute noch 800 000 bis 900 000 Menschen, die da in engen Gäßchen, oft nur Winkeln, und in Häusern, die diesen Namen nicht verdienen, in den unglaublichesten Buden und Baracken, oft nur von Bambus-, Lehm- und Strohwänden notdürftig geschützt, ihr Leben verbringen. Bis vor wenigen Jahren war es mindestens eine Million menschlicher Wesen, die in diesem Riesenslum vegetierte; seither sind einige Hunderttausend weggebracht und die Wohnverhältnisse der Zurückgebliebenen einigermaßen verbessert worden. Es gibt nun doch wenigstens gepflasterte Gassen, einen Anfang von Wasserleitung und Elektrisch und eine Reihe ordentlich renovierter Häuschen; während es früher 60 Prozent Lehm- und Strohhütten waren, sind es jetzt noch etwa 30 Prozent. Ein Glück, daß sich in der warmen Jahreszeit das Leben hier großenteils im Freien abspielt (man isst und trinkt vor dem «Haus», der Coiffeur betreibt sein Geschäft auf der Gasse, säugende Mütter sind ein normaler Anblick);

wie muß aber das Dasein dieser Menschen bei Kälte und Regenwetter ablaufen?

Aber nun hat freilich das neue Regime mit fester Hand in diese Verhältnisse eingegriffen. Seit Herbst 1951 wurden in Schanghai rund 40 000 neue, saubere und doch billige Wohnungen für 150 000 Menschen gebaut. Eine ganze Reihe moderner Wohnquartiere ist entstanden, und wir waren froh, eines davon genauer besichtigen zu können. Es ist das Quartier Tsao Yung, draußen am Stadtrand, das heute 6400 Familien mit rund 30 000 Köpfen beherbergt, lauter Angehörige von Industriearbeitern, die aus den Elendsvierteln hierher verpflanzt worden sind. Welch ein Unterschied zu jenen Slums! Es ist wie Tag und Nacht. Hier sind breite, luftige und sonnige Straßen, lange Baumalleen, ordentliche Gärten, Grünanlagen, ein hübscher Teich, natürlich Kanalisation, Elektrisch und Gas. Das neue Dorf hat drei Badehäuser, acht Zentralstellen für Heißwasser zur Teebereitung, Postbüros, öffentliche Telephonkabinen, vier Primarschulen, zwei Sekundarschulen, auch vier Kindergärten; einen davon, der 200 Kinder morgens um 6 Uhr aufnimmt und um 7 Uhr abends entläßt, besuchten wir mit großer Freude an den herzigen Kleinen und der ganzen schönen, geräumigen Anlage. Vier Autobuslinien besorgen die Verbindung mit der Stadt und den Fabriken. Kulturhaus, Krankenstuben, ein großer Konsumladen mit mehreren Abteilungen, sogar eine Bankfiliale fehlen nicht. Die Wohnungen sind einfach; vier Zimmer und eine gemeinsame Küche unten und oben müssen zum Beispiel für je drei kleine Familien reichen. Aber die Menschen, die hier wohnen, müssen sich ja fast im Luxus vorkommen gegenüber den Löchern, in denen sie früher gehaust haben. Und der Mietpreis ist erschwinglich: 3 bis 5 Yuan im Monat, einzig als Beitrag an den Unterhalt.

In anderen Städten wird ähnliches geleistet. Da gibt es beispielsweise in Nanking ein Quartier U Laou mit 240 Familien und 900 Köpfen, das früher mitten in einem schmutzigen Sumpfgelände stand. Bei Regenwetter drang das Wasser in viele Wohnungen ein; bei heißem Wetter war die Mückenplage unausstehlich. 80 Prozent der Bewohner waren immer krank. Nach der Befreiung wurde das ganze Quartier saniert: Kanalisation, fließendes Wasser, gepflasterte Straßen, Elektrisch, Gärten usw. Der Sumpf ist völlig ausgetrocknet. Ein netter, neuer Kindergarten sprach uns besonders an. Ehemals Ku Nao geheißen («Schmerz und Traurigkeit»), ist das Quartier jetzt Houan Le, «Das Dorf der Fröhlichkeit», wie über dem Eingang auf einem Spruchband geschrieben steht. Und die Bewohner halten nicht mit Äußerungen ihrer Freude und Freundschaft über den Besuch aus der Schweiz zurück, dem «Garten Europas», wie die Chinesen so oft unser Land nennen.

Ich will nicht viel über den großartigen Wohnungsbau in Mukden sagen, wo wir eine der zahlreichen Neusiedlungen mit 171 Häuser-

blöcken für 7000 Familien und 32 000 Menschen anschauten; nichts über die entsprechende Wohnungsfürsorge im benachbarten Fuschin und nur soviel über Anschau: Hier sind junge Arbeiterstädte teils gerade fertig, teils noch im Bau oder erst geplant, die an Geräumigkeit und Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Längsachse einer dieser Siedlungen, die wir durchfuhren, mißt gewiß zwei Kilometer. Und der Volkspark, der unlängst eröffnet wurde, wird in wenigen Jahren eine herrliche Erholungsstätte sein.

Soziale Sicherheit — Gewerkschaften Angesichts all dieser Leistungen für die

Wohlfahrt besonders des Arbeitervolkes wird man nicht überrascht sein, zu vernehmen, daß das neue China auch ein System der *Sozialversicherung* hat, das sich sehen lassen darf, besonders wenn man daran denkt, daß es erst etwas mehr als vier Jahre (seit 1. März 1951) in Kraft steht und von einer jungen, sich erst entfaltenden Wirtschaft getragen werden muß. Hier nur die wichtigsten Hinweise: Jeder Arbeiter, jede Arbeiterin hat gesetzlichen Anspruch auf ausreichende Fürsorge bei Krankheit, Unfall, Invalidität, Mutterschaft und im Alter. Die Sozialleistungen fallen ausschließlich zu Lasten des Betriebes; sie sind obligatorisch für alle Betriebe mit mehr als hundert Arbeitern und Angestellten. In den kleineren Betrieben erfolgen sie auf Grund von Vereinbarungen mit den Gewerkschaften. Die Versicherten selbst bezahlen keinerlei Beiträge. Die Betriebe überweisen drei Prozent der Lohnsumme an einen Zentralfonds, der die Spitäler, Sanatorien, Altersheime, Waisenhäuser usw. unterhält. Die Leistungen der Betriebe, die direkt an die Arbeiter erfolgen, machen weitere sieben Prozent der Lohnsumme aus, so daß sich der Lohn durch die Sozialleistungen tatsächlich um etwa 10 Prozent erhöht. Das Krankengeld beträgt — bei kostenfreier Behandlung — für die ersten drei Monate 50 bis 100 Prozent des Lohnes, nachher 30 bis 50 Prozent. Familienangehörige werden in Kliniken und Krankenhäusern gratis behandelt. Bei Betriebsunfällen und Berufskrankheiten trägt der Betrieb unter Weiterzahlung des Lohnes alle Kosten bis zur gänzlichen Wiederherstellung. Die Invalidenrente macht bei teilweiser Arbeitsunfähigkeit 10 bis 30 Prozent des Lohnes aus, bei vollständiger Arbeitsunfähigkeit 60 bis 75 Prozent. Bei Todesfall infolge Betriebsunglücks werden drei Monatslöhne als Sterbegeld ausbezahlt. Altersrente wird Männern vom 60. und Frauen vom 55. Jahr an gewährt; Bergarbeiter und Arbeiter in einigen chemischen Industrien erhalten sie schon mit 55 Jahren. Sie beträgt 50 bis 70 Prozent des Lohnes. Vom bezahlten Mutterschaftsurlaub war schon die Rede.

Die Verwaltung der Sozialversicherung liegt bei den *Gewerkschaften*, die auch die direkten Leistungen der Betriebe an ihre Arbeiter beaufsichtigen. Es wimmelt infolgedessen in China von Sanatorien,

Erholungsheimen, Spitätern, Kliniken, Krippen, Altersheimen usw. In der Gegend von Anshan, also in der Mandschurei, gibt es allein 24 Gewerkschafts-Sanatorien; eines davon sahen wir uns an, erstaunt über die moderne Ausstattung, einschließlich Theatersaal. Es beherbergt gegenwärtig 220 Patienten; die Pension ist mit 15 Yuan im Monat sehr niedrig, da vom achten Arbeitsjahr ab der volle Lohn weiterbezahlt wird, sonst mindestens 60 Prozent. Auch das Altersheim in Fuschin, in dem 135 Männer wohnen, machte uns einen überaus freundlichen Eindruck.

Die Gewerkschaften sind somit überaus wichtige Organe des Wohlfahrtsstaates, der in China im Aufbau begriffen ist. Eine damit verwandte Aufgabe, die sie erfüllen, ist die großzügige Pflege der Volksbildung, der Freizeitbeschäftigung und des Sportes. Ihr dienen vornehmlich die Arbeiterclubs, die sich in jedem größeren Betrieb, in jedem Bezirk einer Großstadt finden. In guter Erinnerung bleibt mir unser abendlicher Besuch in einem Bezirksklub in Schanghai, der jeden Tag von vielen Tausenden von Arbeitern geradezu überflutet wird. Wir schauten einem Korbballspiel und einer Volkstanzgruppe zu, warfen einen Blick in den Theatersaal, in dem eine Liebhabergruppe ein paar tausend Zuschauer unterhielt, gingen in die Unterrichtsklassen, in eine Gesangsstunde, in den Lesesaal, in die Bibliothek, sahen dem Märchenerzähler zu – kurz, wir bekamen eine Kostprobe von der reichen Kulturarbeit, die die Gewerkschaften hier leisten.

Die Hauptfunktion der Gewerkschaften ist aber ihr Kampf für die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen auf Grund einer steigenden Produktivität. Man stellt uns im Westen die chinesischen Gewerkschaften gern als brutale Antreiberorganisationen dar, die die Menschenrechte der Arbeiter einem seelenlosen Staatsmoloch opferten. Nichts ist unsinniger als derartige Behauptungen. Wer sie gutgläubig ausspricht, verkennt durchaus den Unterschied der Gewerkschaftstätigkeit im kapitalistischen Staat von derjenigen in einem Staat, der dem Sozialismus zustrebt. Im ersten Fall haben die Gewerkschaften ihren Kampf gegen den in Wirtschaft und Staat organisierten Klassengegner zu führen; im zweiten kämpfen sie *mit* dem Staat, der *ihr* Staat ist, für den Aufbau einer neuen Wirtschaft, für die Erhöhung der Arbeitsergiebigkeit (die, wie früher bemerkt, in einem dermaßen unterentwickelten Lande wie China bisher nicht höher war als in Westeuropa vor 150 Jahren) und auf diesem Boden für die Hebung des Lebensstandards der Arbeiter, die ohne vermehrte Leistung der Gesamtwirtschaft unmöglich ist. Und wenn man weiß, *wie* sehr sich die Lebensbedingungen der chinesischen Arbeiter schon in den fünf ersten Jahren der Volksrepublik verbessert haben, was für Sozialleistungen der neue Staat vollbringt, welchen Schutz Gesundheit und Arbeitskraft des chinesischen Industrievolkes genießen, so muß man zugeben, daß die Gewerkschaften ihre Aufgabe als Vorkämpfer und Fürsprecher

der Arbeiter und Angestellten gut erfüllt haben und weiter erfüllen. Sie erfüllen sie in den sozialisierten Betrieben, wo ihre Vertreter im Leitungsausschuss sitzen und eine maßgebende Rolle in allen Produktions-, Lohn-, Absatz- und Anstellungsfragen spielen, und sie erfüllen sie in den Privatbetrieben, wo sie als Vertreter der Arbeiterinteressen den Besitzern gegenüberstehen. Streiks sind unter solchen Umständen ebenso unnötig wie Aussperrungen; alle Konflikte werden durch Verhandlung und zuletzt durch Schiedsspruch erledigt, und die Arbeiter brauchen weder in der sozialisierten Industrie noch in der Privatwirtschaft Furcht vor dem Entscheid zu haben. Der Staat wirft sein Gewicht in die Waagschale der Arbeiter, die seine beste Stütze sind. «Die Gewerkschaften», so stellt ein englischer Beobachter mit Recht fest, «sind also in China nicht die Hampelmänner eines autoritären Staates. Sie sind wesentlicher Teil eines Staates, der autoritär nur gegenüber einer Minderheit ist – einer Minderheit, die weder aus Arbeitern noch aus Bauern besteht. Das wird denen unangenehm klingen, die sich gern vormachen, China erreiche seine Erfolge durch Diktaturmethoden. Die Wahrheit ist, daß China seine Erfolge erreicht – und nur erreichen kann – durch die freiwillige, ja begeisterte Anstrengung der großen Mehrzahl des chinesischen Volkes.» (Basil Davidson, *Daybreak in China*.)

Geistige Revolution Aber ich sehe, daß mir heute der Raum nicht reicht, um auch noch die übrigen Ausdrucksformen der chinesischen Revolution darzustellen: die Sorge für die Volksgesundheit, die neue Volksbildung, die Befreiung der Frau usw., und um das Verhältnis von Volk und Regime wie die Frage des Kommunismus in China ganz allgemein und die Stellung Chinas in der heutigen Welt zu erörtern. Das soll im nächsten Heft geschehen. Was aber diesmal doch noch notwendig ist, das ist ein wenn auch knapper Hinweis auf die *geistigen* Antriebskräfte, die hinter der Umwälzung in China wirken. Denn wie einmal durchaus zutreffend gesagt worden ist: die materiellen Wandlungen in China zu beschreiben, ohne auch die geistigen Wandlungen in Betracht zu ziehen, hieße soviel wie eine Maschine beschreiben, ohne ihre Triebkraft zu berücksichtigen.

In der Tat, die Schaffung des neuen Chinas schließt auch eine geistige Revolution in sich. Die Träger des neuen Regimes wissen es und teilen es ihrem Volke mit: eine sozialistische Gesellschaft verlangt auch sozialistische Menschen. Schon 1939 sprach es Liu Schao-tschi, noch heute einer der geistigen Führer Chinas, in seinen Vorlesungen im damals bereits kommunistischen Yenan klar aus, was die kommende neue Ordnung bedeute: «In einer solchen Welt wird es keine Ausbeuter geben, keine Unterdrücker, Grundherren, Kapitalisten, Imperialisten oder Faschisten. Es wird keine unterdrückten und ausgebeuteten

Menschen geben, keine Dunkelheit, Unwissenheit, Rückständigkeit. In einer solchen Gesellschaft werden alle menschlichen Wesen selbstlose und intelligente Kommunisten sein mit einem hohen Stand von Kultur und Technik. Der Geist gegenseitigen Beistands und gegenseitiger Liebe wird in der Menschheit vorherrschen. Es wird nichts so Unvernünftiges geben wie wechselseitige Täuschung, Bekämpfung, Abschlachtung, Bekriegung. Eine solche Gesellschaft wird die beste, schönste und fortgeschrittenste Gesellschaft in der Geschichte der Menschheit sein. Wer will sagen, daß sie nicht gut ist?»

Das ist das Ideal. Und nur wer vom neuen China keine Ahnung hat, kann behaupten, daß ihm nicht mit größtem Ernst nachgestrebt wird. Die Verwirklichungen, auf die das neue Regime hinweisen kann, die Achtung des Menschen im Arbeiter, der Kampf gegen Unwissenheit, Schmutz und Wohnungsnot, die Befreiung der Frau aus jahrhundertelanger unwürdiger Abhängigkeit – dies und andere Leistungen legen Zeugnis davon ab, daß die Führungsschicht auch tatsächlich meint, was sie sagt. Dem Westeuropäer fällt besonders immer wieder auf, wie tief im neuen China der Gedanke sitzt, daß Eigennutz, egoistische Konkurrenz, Kampf aller gegen alle durch selbstlosen Dienst, Solidarität und gegenseitige Hilfe ersetzt werden muß. Die nationale Erziehung im weitesten Sinn beruht geradezu auf dieser Erkenntnis. Es ist nicht zuletzt der kommunistische Jugendverband mit seinen ein-einviertel Millionen Mitgliedern, der diese Erziehungsarbeit leistet; und man kann nicht anders als aufs stärkste beeindruckt sein von dem Ernst, von dem Glauben, von dem Opferwillen, von der Hingabe und Selbstzucht, womit diese jungen Menschen ihr Werk tun. Dieser Geist wirkt aber schon ganz weit hinaus ins Volk und schafft dort eine moralische Erhebung und Erneuerung, die Großes erwarten läßt. Die Hoffnungsfreude und Zuversicht, die allenthalben aus den chinesischen Menschen spricht, ihr Zukunftsglaube und ihre Selbstachtung, ihr Gemeinschaftswillen und ihr brennender Eifer, eine neue Ordnung zu erbauen – hier haben sie ihre Wurzeln. Und wenn man bei uns oft an den Trägern und Anhängern des Regimes die Selbtkritik, die Bereitschaft, begangene Fehler zu gestehen und abzulegen, als unwürdig, ja verächtlich hinstellt, so muß im Gegenteil gesagt sein, daß – wenn man von immer möglichen Übertreibungen absieht – diese Selbtkritik eine unerlässliche Bedingung der geistigen Lebendigkeit und der neuen Demokratie ist, die in China entsteht. Die Regierung und Verwaltung geht in all dem mit gutem Beispiel voran. Man hat oft gesagt, daß China jetzt zum erstenmal seit Jahrhunderten eine ehrliche, saubere, unbestechliche Regierung hat. Und das ist wahr. Wie sollte dieses Vorbild nicht im höchsten Grad anspornend und erzieherisch auf das ganze Volk wirken? Die Lehre prägt sich ihm auf jegliche Art ein: Wenn ihr China umwandeln wollt, so müßt ihr euch zuvor selbst umwandeln!

Die christlichen Gemeinden

Und doch habe ich mich immer wieder gefragt: Genügt dieser sittliche Idealismus, dieser kommunistische Glaube an die ursprüngliche Güte und die moralische Erziehbarkeit des Menschen, wenn er sich auf eine materialistische Philosophie stützt, genügt er, um die geistige Grundlage und Triebkraft für die neue Ordnung zu schaffen? Diese chinesischen Menschen, die an der inneren Erneuerung ihres Volkes arbeiten, und erst die Volksmassen selbst wissen ja nichts von Gott und von Christus – und doch ist nach unserem Glauben Christus der Grund- und Eckstein auch aller Erneuerung des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wohlverstanden: Wir sagen nicht, die westlichen Völker stünden höher, weil sie Christus kannten. Ja, sie kennen ihn wohl äußerlich und bekennen ihn mit den Lippen (*wenn* sie es überhaupt noch tun), aber sie verleugnen ihn mit der Tat, gerade auch in der Ordnung (oder Unordnung) ihres gesellschaftlichen Lebens. Und ich bin mehr als je überzeugt, daß die Chinesen, die den Kapitalismus und Imperialismus leidenschaftlich ablehnen und einer gerechteren, einer sozialistischen Ordnung zustreben, die dem Frieden so tief ergeben sind und an ihrer sittlichen Wiedergeburt so ehrlich arbeiten, daß sie sittlich dem «freien» Westen überlegen und dem Gottesreich näher sind als das «allerchristlichste» Abendland. Allein es bleibt dennoch wahr, daß ohne die Kraft, die aus der klaren, tätigen Erkenntnis Gottes und Christi kommt, zuletzt auch die chinesische Revolution steckenbleiben und verflachen muß. Diese Revolution selbst wäre ja überhaupt nicht möglich gewesen ohne das Wirken christlichen Geistes in der übrigen Welt und in Ostasien. Leonhard Ragaz hat einmal mit gutem Grund den Engländer Hodgkin zitiert, der berichtet: «Ein führer, nicht christlicher Chinese, der gefragt wurde, wann die Revolution in China begonnen habe, antwortete: „Als Robert Morrison (der erste christliche Missionar der neueren Zeit) China betrat.“» Und bedeutsam bleibt sicher für alle Zeit, daß eine der größten revolutionären Erhebungen Chinas, der Aufstand der Taiping, aufs stärkste von christlichen, wenn auch utopistisch erfaßten Gedanken beeinflußt war. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Bewegung fast die Hälfte Chinas erobert; sie wurde mit Hilfe des «christlichen» Auslandes blutig niedergeschlagen. Ist etwas einigermaßen Ähnliches wie es die Taiping-Bewegung war, in China vielleicht auch in Zukunft möglich?

Es stellt sich damit die Frage nach dem Verhältnis des *heutigen* China zu den christlichen Gemeinden. Man weiß, daß es mit der christlichen *Mission* in China so ziemlich zu Ende ist. Nicht weil die «gottlosen Kommunisten» dem Evangelium Jesu feind gewesen wären, sondern weil für die nationalgesinnten und gar die sozialrevolutionären Chinesen die Missionen aufs engste mit dem einheimischen und ausländischen Feudalismus, Kapitalismus und Imperialismus verknüpft waren. (Man lese darüber Genaueres nach bei Pannikar, «Asien und

die Herrschaft des Westens», S. 390 ff.) Das wird auch hinter der jüngsten Ausweisung des katholischen Bischofs und Missionars Donaghy stehen, über die gerade jetzt, da ich schreibe, in der Presse berichtet wird. Denn was auch bei dieser Gelegenheit wieder über eine «*Verfolgung* der Christen in China» behauptet wird, ist einfach *unwahr*. Ich habe mich darüber einläßlich erkundigt und verschiedene Erlebnisse gehabt, die ich hier der Reihe nach kurz schildern will.

Das erste war, daß ich in Peking bei einem Empfang mit zwei Chinesen zusammentraf – einem Primarlehrer und einem Psychologieprofessor am Lehrerseminar –, die beide römische Katholiken sind; mitten im Areal der Schule, an welcher der Primarlehrer wirkt (ich besuchte sie zweimal), steht eine sehr stattliche katholische Kirche. Ich traute meinen Ohren nicht, als mir die zwei Männer erzählten, in Peking allein gebe es 24 katholische Kirchen; die Zahl der römischen Katholiken in ganz China beträgt fast vier Millionen, und die Katholiken, mit denen ich sprach, versicherten mir, daß sie völlig ungehindert, wie nur irgendwann zuvor, ihre Religion ausüben könnten. Daß sie nicht gegen das neue China Stimmung machen dürfen, erscheint ihnen selbstverständlich; es fällt ihnen dies auch gar nicht ein, stehen sie doch mit Leib und Seele zum jetzigen Regime, das sie als *ihre* Regime empfinden.

In Schanghai sah ich dann verschiedene protestantische Kirchgebäude, ohne Näheres über das Gemeindeleben zu hören. Das war indessen gleich darauf ausgiebig der Fall in Hangtschau. An dem reizenden See, der die Stadt bespült, traf ich eine Gruppe Schanghaier Protestanten, Männer und Frauen, die mich sofort zu einer Zusammenkunft am Abend mit ihren Hangtschauer Glaubensgenossen einluden. Ich ging natürlich gerne hin und wohnte – mit meinem Übersetzer – im Versammlungssaal einer (wenn ich nicht irre) Kongregationalistenkirche einer langen gegenseitigen Aussprache über die Lage der Protestanten in den beiden Städten bei. Das Kirchengebäude ist massiv-geschmackvoll gebaut, der gottesdienstliche Raum einfach, aber würdig. Hangtschau zählt 27 protestantische Kirchen verschiedener Richtungen; Kirchenmitglieder sind es freilich nur etwa 3000, gegenüber der Zeit vor der Befreiung eine Vermehrung um etwa 640. In den letzten drei Jahren wurden hier drei neue Pfarrer ordiniert und sieben Pfarrhelfer eingesetzt; drei Studenten werden noch dieses Jahr ordiniert. In der Provinz Tsekiang, deren Hauptstadt Hangtschau ist, gibt es gegen tausend protestantische Kirchen und über 100 000 protestantische Christen. In den vergangenen paar Jahren wurden in Hangtschau selbst 16 Kirchen renoviert; die Einnahmen der Kirchgemeinden haben sich um 30 Prozent vermehrt. In Schanghai zählt man nicht weniger als 250 protestantische Gemeinden mit über 400 Pfarrern.

Soviel über das Äußere. Das Innenleben der Kirchen beider Städte

hat sich nach den übereinstimmenden Berichten der Teilnehmer unserer Zusammenkunft – sie wurden der Reihe nach alle aufgerufen – seit der Befreiung besser entwickelt als je. Der chinesische Protestantismus, so sagten sie, hat sich dank dem neuen Regime erneuert und ver-selbständigt. Die Imperialisten haben uns mit ihren Rivalitäten zwischen den einzelnen Bekenntnissen gespalten; jetzt sind wir viel einiger und verstehen uns besser. Wir werden wirklich Brüder. Wir predigen nur das Evangelium, die Wahrheit; wir wiederholen nicht, was die Ausländer uns vorsagten. Wir suchen selbst die Wahrheit in der Bibel, und die Beseitigung des Analphabetismus hilft uns sehr, die Wahrheit im Volke zu verbreiten. Auch finanziell sind wir nun unabhängig; die Opferwilligkeit unserer Gemeindeglieder ermöglicht uns, in Ruhe unsere Arbeit weiterzuführen. – Die soziale Tätigkeit in den protestantischen Gemeinden scheint recht mannigfaltig, mit Jugendgruppen, Armenpflege, wöchentlichen Familienbesuchen (in Hangtschau durch die Mitglieder eines 42köpfigen Komitees), Kinderkrippen usw. Das Volk achtet jetzt die Protestanten mehr als früher, zumal sie sich stark am öffentlichen Leben beteiligen. Die Pfarrer bekümmern sich heute auch um die internationale Politik, kämpfen für den Frieden und sammeln in ihren Gemeinden Unterschriften zugunsten der Abschaffung der A- und H-Bomben. Auch in der Nationalversammlung sitzen protestantische Pfarrer.

Kirchen und Staat Soweit jene Tagung in Hangtschau, die ich kaum je vergessen werde. Wie ergriffen war ich, als ich zum erstenmal, als Einleitung, die Doxologie («Mit Jauchen lobet Gott, den Herrn») chinesisch singen hörte und in meiner Sprache miteinstimmen konnte, und als wir am Schluß zusammen das Vaterunser sprachen! Nicht weniger bewegt war ich aber auch, als ich später, wieder in Peking, am Sonntag einem anglikanischen Gottesdienst beiwohnen konnte, an dem der Bischof für Nordchina, Timothy Hsien Yang-liu, die Predigt hielt (etwas länglich zwar; ein altes Mütterchen neben mir, in schwarzem Seidenkleid und Käppchen, schließt auch richtig ein) und zusammen mit dem Gemeindepfarrer das Abendmahl austeilte. Nachher sprach ich im Sitzungssaal der Gemeinde, der übrigens mit den Bildern von Marx, Engels, Lenin, Stalin, Mao Tsetung usw. geschmückt war, lange mit dem Bischof und einigen Gemeindegliedern, die Englisch verstanden; ich vernahm ungefähr das gleiche wie in Hangtschau.

Wiederum wurde betont, wie unabhängig jetzt die Kirche sei. Auch gegenüber dem Staat, der ihr bewußt volle Freiheit gebe und in jeder Weise entgegenkomme, zum Beispiel durch Erlaß der Grundstücksteuer. Was jetzt in China vor sich gehe, sagte der Bischof, sei einfach ein Wunder. Er sei längere Zeit nicht mehr aufs Land hinausgekommen, sei aber bei einer jüngsten Reise erstaunt gewesen über den

Wandel zum Besseren, der sich jetzt vollziehe. Was *mich* wundernahm, war die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder. Diese Gemeinde hier zählt nur etwa 300 offenbar meist dem Arbeiterstand angehörige Mitglieder, neben den nichtgetauften Kirchgängern, bringt aber jährlich 2000 Yuan für die Bestreitung der Betriebskosten auf. Das Rechnungsdefizit wird von allen Gemeinden der Diözese gemeinsam getragen. In einer Kongregationalistenkirche in Peking, von der mir berichtet wurde, leisteten die Gemeindeglieder im Jahr 1954 rund 4000 Yuan an Beiträgen; daraus wurden vor allem die Gehälter des Pfarrers, des Hilfgeistlichen, der Evangelistin und des Mesmers bestritten.

Der Pfarrer, Rev. P. H. Wang, ist allerdings zugleich Präsident des schönen Yenching Union Theological Seminary in Peking, dem ich kurz vor meiner Abreise einen Besuch abstattete. Der langen Unterredung, die ich dort hatte, wohnten noch vier andere Mitglieder des Lehrkörpers und der Verwaltung des Seminars bei, das von sieben Denominationen gemeinsam unterhalten wird: Anglikanern, Methodisten, Baptisten, Lutheranern, Kongregationalisten, Presbyterianern und Angehörigen der Heiligkeitskirche (Pfingstgemeinde). Es zählt gegenwärtig 74 Studenten und Schüler in acht Klassen, davon 25 Mädchen, dazu 15 Professoren und 14 nebenamtliche Lehrkräfte. Das Hochschulstudium dauert drei Jahre, wird aber häufig drei weitere Jahre bis zur Erlangung des akademischen Grades fortgesetzt. Das Seminar ist so das einigende Band unter den chinesischen Protestanten, rund 700 000 an der Zahl; in Peking leben rund 7000 getaufte Protestanten mit 43 Kirchen. (Die römischen Katholiken mustern etwa 30 000 Mitglieder in der Hauptstadt, blicken aber auch auf eine weit ältere Missionstätigkeit ihrer Kirche zurück als die Protestant.)

Was wir über die Lage des Protestantismus in China verhandelten, ergab für mich im ganzen das nämliche Bild, das ich schon bisher gewonnen hatte. Ich warf immerhin auch die Frage auf, ob nach dem Abzug der ausländischen Missionen nicht ein Hauptgrund für die Spaltung der chinesischen Protestanten in so viele Richtungen weggefalen sei. Man erwiderte mir, das Festhalten an den verschiedenen Bekenntnissen schließe die brüderliche Zusammenarbeit nicht aus, wie ja die Existenz des Seminars selbst beweise; im übrigen ergebe erst die Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse und Formen die Einheit der Gesamtkirche, so wie auch im Garten erst der Zusammenklang der verschiedensten Blumen und Blüten die vollkommene Farbensymphonie schaffe. Ob das Bild wirklich stimmt? Und ob die einfachen chinesischen Gemeindeglieder, die ich immer vor Augen hatte, mit den theologischen Lehrunterschieden soviel anfangen können wie die Pfarrer und Professoren? . . .

Einig war ich jedoch mit meinen Freunden in der Forderung, daß das Evangelium eine entscheidende Kraft auch der sozialen und politischen Umwälzung sein und werden muß. Ich habe zwar vielleicht den

einen oder anderen einen Augenblick verstimmt mit meiner üblichen Frage nach der Zusammenarbeit mit dem neuen Regime. «Zusammenarbeit», so wurde mir erwidert, sei nicht das rechte Wort; die Regierung sei die Regierung des *Volkes*, dessen Glieder auch die Kirchen seien, so daß nur von Solidarität und Einheit, nicht aber von Zusammenarbeit verschiedenartiger Körperschaften die Rede sein könne. Die Weltanschauung der Träger des Regimes sei natürlich sehr verschieden von derjenigen der Christen, aber jetzt sei entscheidend nicht diese Verschiedenheit, sondern die Einigkeit im Kampfe für soziale Gerechtigkeit und Frieden *. Unverständlich war diesen Vertretern des chinesischen Protestantismus nicht allein der Konflikt beispielsweise zwischen Kirchen und Staat in Ostdeutschland, sondern noch mehr die moralische Stützung, die im Westen das alte, bürgerlich-kapitalistische Regime mit seinem kriegerischen Antikommunismus bei den Kirchen findet. Die grundsätzlich andersgeartete Haltung der sozialistischen Christen aller Richtungen freut sie natürlich; Leonhard Ragaz ist ihnen kein Unbekannter, so wie sie selbstverständlich auch mit Karl Barth und seiner Theologie vertraut sind.

Aber die Einstellung des westlichen Durchschnittschristentums zum sozialen und politischen Kampf unserer Zeit ist diesen chinesischen Protestanten dennoch ein Schmerz, und einer von ihnen – der Vertreter der Anglikanischen Kirche in unserem Kreis – gab mir am Schluß die Botschaft mit an diejenigen, die sie hören können und wollen, die Christen des Westens und der Schweiz im besonderen möchten doch Ernst machen mit der Erkenntnis, daß der Christenglaube nicht «Gottesdienst» ist, sondern Leben und Handeln, gerade auch in der großen politischen und gesellschaftlichen Umwälzung, in der die Welt heute steht. «Das Volk muß wieder sehen, was Christentum tatsächlich ist!», rief er aus, und er hat nur zu sehr recht. Sieht das Volk nichts oder nicht *mehr* als bisher, dann ist es um die Sache des Christentums geschehen – freilich auch um die Welt und ihre Bewohner.

Hugo Kramer

Eidgenössischer Rundblick

In unserem Lande stehen wir zurzeit gewaltigen technischen Problemen gegenüber. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die Technik einen unerhörten Aufschwung. Der große Krieg, der mit den Waffen der Wissenschaft geführt wurde, bediente sich in vorherrschendem

* Auch der Christliche Verein Junger Männer mit seinen 26 städtischen Gruppen stellt sich durchaus auf den Boden des neuen Regimes und hat zum Beispiel bei den ersten allgemeinen Volkswahlen im Jahre 1954 sehr tätig an der Aufklärungsarbeit teilgenommen.